

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Dringertlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Dringertlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlank.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Berechnungsbasis 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

An unsere Leser.

richten wir beim Monatswechsel die Bitte, das Abonnement auf die Leipziger Volkszeitung rechtzeitig zu erneuern und neue Abonnenten zu werben.

Der Reichstag

tritt bald in Berlin zusammen, und das werktätige Volk hat allen Grund, gerade die Verhandlungen dieses Reichstags genau zu verfolgen. Hat er doch zu entscheiden über das Schicksal

der Zuchthausvorlage,

die das Koalitionsrecht des arbeitenden Volkes vernichten und dem Arbeiter die wirksamste Waffe im Kampf um bessere Existenzbedingungen entreißen will. Hat dieser Reichstag doch ferner zu entscheiden über

neue Militärforderungen,

die dem Volke neue schwere Lasten aufbürden.

Die Leipziger Volkszeitung wird wie bisher genaue

Parlamentsberichte

bringen und ihre Leser schnell und zuverlässig über die politischen Kämpfe unterrichten, deren Ausgang für die Zukunft unseres Volkes von entscheidender Bedeutung ist.

Heute, unter dem Zuchthaussturz, der die Entrechtung des arbeitenden Volkes auf seine Fahne geschrieben hat, gilt es für jeden, entschiedene Stellung zu nehmen zu den politischen Kämpfen. Alle, die die Rechte der Arbeiter gewahrt wissen wollen, mögen ihre Bestimmung bekräftigen durch das Abonnement auf die

Leipziger Volkszeitung.

Das Ende eines Reaktionärs.

* Leipzig, 29. November.

Ein sächsischer Parlamentarier schreibt uns:
Es ist hart, wenn ein Mann am Ende seiner Tage von seinen eigenen Parteifreunden aus Keulern und Würden gedrängt wird, doppelt hart, wenn diese Hinausdrängung mit größter Rücksichtslosigkeit und unter heuchlerischer Berufung auf die öffentliche Meinung geschieht. Wenn aber je ein Parteiführer ein solches Schicksal verdient hat, dann der alte steinharte Reaktionär Ackermann, der, ein skrupelloser Strebergeist, selbst rücksichtslos und taktlos

handelte, wenn immer es galt, Titel, Ehren und Würden auf sich zu häufen.

Er war einer von jenen Menschen, die sich mit ihrer reaktionären Gesinnung prahlend hervorthun, um sich an allen einflussreichen Stellen und bei den Spitzen der regierenden Kreise bemerkbar zu machen. Ein trockener Schleicher, kagbuckelte er nach oben, intrigierte mit den Hoffkranzen um die Wette und sicherte sich mit allen Mitteln eine Gefolgschaft, um einflussreichere Stellungen zu erlangen.

In den letzten Jahren seiner politischen Wirksamkeit trat dies um so widerlicher hervor, als mit der bei ihm eintretenden Greisenschwäche sich eine Annäherung verband, die ihn zum Gespött seiner Gegner machte und seinen eigenen Parteigängern Verlegenheiten bereitete.

Wie er jetzt selbst verdrängt wird von ihm nachfolgenden Strebern, die gern seinen Platz einnehmen möchten und denen der Alte deshalb zu zähe an seinen Keulern festhält, so verdrängten er und seine Getreuen im sächsischen Landtage den alten Haberkorn vom Präsidentensitze der Zweiten Kammer, der allerdings ebenfalls unter der Bürde des Alters litt, aber dessen Geschäftsführung mindestens ebenso „umsichtig“ war, wie die seines Nachfolgers Ackermann. Präsident Haberkorn hatte aber den großen Vorzug vor Ackermann, selbst von seinen Gegnern als ein ehrlicher, gerader Charakter geschätzt zu werden, der auch die Ueberzeugung des Gegners achtete, während der Streber Ackermann alles brüskierte, was nicht seiner Streberlei dienlich schien.

Die Unfähigkeit Ackermanns in der Geschäftsleitung der Zweiten Kammer des Landtags wird jetzt selbst von seinen Anhängern zugegeben, sie machte sich aber schon bemerkbar, als er den endlich errungenen Präsidentensitz bestieg, und die Kontroversen zwischen ihm und manchen Abgeordneten, speziell sozialdemokratischen, legten die Schwächen seiner parteiischen Geschäftsführung vor der Öffentlichkeit längst klar. Aber der Druck, den er unter Beihilfe von Familienmitgliedern — sein ungeratener Sohn und Durchbreuner war dabei wohl weniger beteiligt, als sein in Geldgeschäften tadellosler Schwiegersohn — auf seine Fraktionsgenossen ausübte, sicherte ihm den Präsidentensitz trotz der skandalösesten Geschäftsführung.

Ackermanns Wahl zum Präsidenten kam übrigens nur mit Ach und Krach zu stande. Als Haberkorn — dem die Intriguen der Hofratsklique natürlich nicht unbekannt blieben — würdevoll den Rückzug antrat und die Mehnert und Konsorten den Wechselprotestler auf den Präsidentensitz bringen wollten, stießen sie nicht bloß bei den Sozialdemokraten auf Widerstand, sogar in den eigenen Reihen regte

es sich. Und so kam es denn, daß bei der Wahl Ackermann von 80 Stimmen nur 51 erhielt. Unser damaliges Leipziger Organ, der Wähler, schrieb 1891, Nr. 264, mit Recht: „Es steht fest, daß ein konservativer Präsident wurde, der bei weitem nicht das volle Vertrauen seiner eigenen Partei besitzt. Nur mit Hilfe des Einflusses, den sein Schwiegersohn Mehnert als Direktor des Landwirtschaftlichen Kreditvereins für das Königreich Sachsen ausübte, war es möglich, seine Wahl durchzudrücken.“

Es wird den nunmehr „Abgefägten“ tief schmerzen, dem Dreiklassenlandtage nicht präsidieren zu dürfen, denn für diesen hielt er sich immer noch gut genug. Daß es vorbei ist mit der Streberlei auf dem Präsidentensitze, das bedarf keiner besonderen Betonung. Der Mann, dessen Fähigkeiten für das Dresdener Stadtverordnetenkollegium nicht genügen, taugt für das Landesparlament erst recht nicht.

So unwürdig, wie er seines Amtes auf dem Präsidentensitze gewaltet, so unwürdig verhält er sich auch bei seinem erzwungenen Rücktritt — er geht mit einer Unwahrheit ab. In der Anzeige seines Rücktritts gebärdet er sich, als ob er freiwillig gehe, und greift zu dem alten Advokatenkniff, ein ärztliches Attest über seine Hinfälligkeit beibringen zu wollen, wenn man ihm den Grund seines Rücktritts nicht glaube. Welch elende Possen! Sie zeigt aber die Unwahrscheinlichkeit seines Wesens, die ihm stets anhaftete.

Die Frage: Wie es möglich war, daß ein so kleinlicher Geist immerhin noch bis auf den Präsidentensitz der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages gelangen konnte — läßt sich nur mit einem Rückblick auf die politische Gestaltung Sachsens in den letzten dreißig Jahren beantworten.

Als nach dem Bruderkriege von 1866 die drohende Annexion von Sachsen abgewendet war, suchte König Johann, der Vater des jetzigen Königs, der Dynastie der Wettiner im sächsischen Volke eine größere Anhänglichkeit durch liberale Gesetze zu sichern. Sachsen wurde in der That noch anfangs der sechziger Jahre als liberaler Musterstaat gepriesen — aus jener Zeit datiert eine Reihe von Gesetzen, die mit dem unzeitgemäßen Gerümpel veralteter Gesetze für die Staatsverwaltung damals aufräumten. Ob dieser Thatfache wurde die Staatsweisheit des Königs Johann überlaut gepriesen.

Als dahin befahl der Liberalismus in Sachsen einen starken Einfluß. Das änderte sich bald, als nach Johanns Tode König Albert 1873 zur Regierung kam. Zwar blieb das Ministerium Rostig-Wallwitz im Amte, aber der Geist der Regierung wurde ein anderer. Der Liberalismus wurde in Sachsen schon zurückgedämmt, als er noch im Reiche eine rosige Zukunft erträumte. Bismarck, der

Seuiletton.

Nahezu verboten.

Unführbar.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

„Was soll ich glauben? was wünschst Du, daß ich glauben soll?“ sagte Wissette.

„Daß sie mich dort dulden werden in der Gruft?“ erwiderte Maria.

„Wie Du nur sprichst!“

„Staub bei Staub, aber — wie wunderbar . . .“ Sie machte einen Versuch, sich zu wenden: „Der eine ist gekommen —“

„Wer denn? ich verstehe Dich nicht.“

„Du hast ihn doch selbst gebracht.“ erwiderte sie leise, mit einem Schatten von Ungeduld, „sein Vater schickte ihn, er soll mich nach Dornach führen . . . meinem lieben Dornach —“ sie lächelte glücklich, als sie den Namen nannte —

„zu meinem Hermann . . . dahin, wo er jetzt ist . . . Wir werden liegen, Hand in Hand, hinter den Steinen. Nicht ein Laut wird zu uns dringen, nicht eine Stimme . . . nicht einmal die Stimme des Gewissens . . .“

„Sie phantasiert, und ich sage Ihnen, man muß um den Geistlichen schicken,“ flüsterte Klara Wissetten zu. Von der wurde sie rauh angelassen.

„Ja, ja, phantasierst du! das fällt ihr ein. — Sie spricht aus dem Schlaf, hat's von klein auf gethan.“

Maria versank in einen dumpfen Halbschlummer, aus dem sie von Zeit zu Zeit aufsprang, um nach Wilhelm und

Helmi zu rufen. Gegen Morgen wurde sie ruhiger, und so fand sie der herbeigeholte Bezirksarzt. Als er hörte, daß Professor Hofer stündlich erwartet werde, äußerte er den Wunsch, mit dem berühmten Arzt zusammenzutreffen und nahm sich vor, später wiederzukommen. Seine Meinung über den Zustand der Kranken behielt er für sich; etwas zu verordnen, fand er überflüssig.

Wissette triumphtierte. Was dieses Benehmen des Doktors ihr Recht oder nicht? Wäre er so fortgegangen, ohne sich auszusprechen, ohne nur ein Rezept aufzuschreiben, wenn er die geringste Besorgnis hätte?

Sehr gelegen kam ihr in dieser Stunde ein Antwort-Telegramm aus dem Hause des Professors, das meldete, er sei für drei Tage verreist. So hatte sie noch Zeit, ihre Aufforderung zu widerrufen und brauchte sich nicht wieder von ihm „die alte Furchtpuhen“ schelten zu lassen.

Der Optimismus Wissettens besaß eine mittelende Kraft. Im ganzen Schlosse herrschte Fröhlichkeit. Der Kastellan setzte die unterbrochenen Singelktionen seines Zeifigs wieder fort und werkelte ihm unermüdet das Liedchen vor: „Wenn ich am Morgen früh aufstehe . . .“ Die Männer traten wieder fest auf, die Frauen schlugen lärmend die Thüren zu; alles kehrte ins alte Geleise zurück.

Maria hatte sich auf das Ruhebett tragen und dieses an das Fenster rücken lassen. Sie war erschöpft und halb betäubt und glaubte immer, den Wagen, der Wilhelm und Helmi brachte, hereinrollen zu hören.

„Nimm doch Vernunft an,“ ermahnte Wissette, „sie können noch nicht da sein, trotz der Pferde, die der Berwalter geschickt hat; außer es wäre ein Wunder geschehen, oder — sie hätten einen Extrazug genommen.“

Eine dieser Möglichkeiten mußte eingetreten sein, denn gegen Abend waren die Gezeichneten da, begleitet von Doktor

Wesse. Mit heiteren Mienen ließen ihnen die Diener entgegen und verkündeten, es gehe besser, es gehe gut.

Wissette kam die Treppe herabgestürzt; sie warf sich betnahe auf die Knie vor dem Ehepaar und umarmte beinahe den Doktor: „Das vergelte der liebe Gott den Herrschaften, daß sie sich so beeilt haben . . . Jetzt wird sie glücklich sein.“ Unablässig zum Vorwärtschreiten anspornend, machte sie den Wegweiser über die Treppen und Gänge.

„Sie gehen zuerst,“ sprach Wilhelm zum Doktor, „und bestimmen, ob die Gräfin uns sehen darf.“

Er ließ die Einwendungen Wissettens nicht gelten; sie mußte sich bequemen, Weiße anzumelden, der auch sofort vorgefassen wurde, während Wilhelm und Helmi im Nebenzimmer warteten. Er, völlig verstäubt, sie, sorgenvoll, gebeugt, mit blaffen Wangen. Die tröstlichen Versicherungen, mit denen sie empfangen worden, löbten ihnen wenig Vertrauen ein. Sie erbebten, als Wissette endlich ersahen.

„Nur kommen, nur kommen! Sie fragt nach den beiden Herrschaften und nach niemandem sonst,“ rief sie und entfernte sich diskret.

„Nun denn, in Gottes Namen,“ sagte Wilhelm, und Helmi legte sachte die Hand auf die Klinke. Da trat ihnen Weiße aus der Thür entgegen.

„Nichts zu machen,“ flüsterte er tief betrübt — „eine Herz-Nruptur, worunter man sich freilich nicht vorstellen darf — nun mit einem Wort: es ist aus.“

Wilhelm taumelte, wie wenn ihn jemand vor die Brust gestoßen hätte.

„Aber — sie lebt noch . . .“

„Noch, ja, noch,“ und Weiße schob den Thürflügel zurück. Maria lag gerade ausgestreckt. Das letzte Tageslicht warf seinen bleichen Glanz über ihre von der erhabenen Majestät des Todes schon verklärten Züge. Umflossen von